MONT ROYAL

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk / Berlin / 15. September 1937 / Folge 13

I. Teil: Der Heimabend

Einfangen und binden läßt sich die deutsche Nation wohl, zumal wenn es einer schlau und geschickt anzugreifen weiß; umbringen und abschlachten aber läßt sie sich nicht, und sie ganz zu vernichten, ist unmöglich. Also Mut!
Und ihr, denen des Vaterlandes Freiheit am Herzen liegt, die ihr Deutschlands Ehre kennt und noch nicht ganz dem Aberglauben verfallen seid, leset, waget ähnliches! **Ulrich von Hutten.**

Mont Royal

Solange es eine deutsch-französische Grenze gibt, solange währt auch schon der Kampf um diese Grenze. Vor vierhundert Jahren waren noch weite Gebiete des heutigen Frankreichs deutsch. In einer Zeit schlimmster deutscher Zerrissenheit aber trat Frankreich seinen Vormarsch nach Osten an, und immer, wenn die deutsche Zwietracht und Uneinigkeit besonders groß war, setzte es seinen Vormarsch fort. Sein Ziel war und blieb: der Rhein!

Niemals wäre es dem Rhein auch nur einen Schritt nähergekommen, wenn ein einiges Deutsches Reich bereit gewesen wäre, seine Westgrenze zu verteidigen.

Früher aber gab es kein einiges Deutsches Reich. Dem Kaiserhaus selber, den Habsburgern, waren seine außerdeutschen Besitzungen in Spanien und Italien wichtiger als die Länder des Reiches. Und die vielen deutschen Fürstenhäuser hatten stets nur das eine Ziel: die eigene Macht auf Kosten des Reiches zu vergrößern. Oft scheuten sie nicht einmal davor zurück, Länder des Reiches an den Feind auszuliefern oder sich mit diesen zu verbünden gegen das Reich!

So begann Frankreichs Vordringen nach Osten damit, daß ein deutscher Fürst die lothringischen Städte Metz, Toul und Verdun — das waren einstmals, vor vierhundert Jahren, deutsche Städte! — an Frankreich auslieferte.

Um 1680 zogen über den Balkan und durch Ungarn hindurch riesige Türkenheere heran. Das ganze Abendland zitterte vor ihnen, und in allen Kirchen wurde um Errettung vor den Heiden gebetet. Unaufhaltsam aber drangen die Türken vor bis an die Grenzen des Reiches und belagerten schließlich Wien. Seit langer Zeit gab es endlich wieder einmal ein Reichsheer. Während aber das Reich den Entscheidungskampf mit den Türken austrug, nicht nur um seinen eigenen Bestand, sondern um den des ganzen Abendlandes zugleich, trat Frankreich unter Ludwig XIV. wieder seinen Vormarsch zum Rhein an. Dieser französische König, der sich „die Allerchristlichste Majestät" nannte, schloß mit den heidnischen Türken, die das ganze christliche Abendland bedrohten, ein Bündnis gegen das Reich. Ihm kamen die Türkenkriege sehr recht, für seine Pläne waren sie eine gute Unterstützung.

So marschierten plötzlich -- mitten im Frieden, ohne irgendeine Kriegserklärung oder irgendeinen „Zwischenfall" — französische Regimenter in einige lothringische und elsässische Städte ein. Es wurde bekanntgegeben, es handele sich keinesfalls um Eroberungen, nein, Seine Allerchristlichste Majestät verabscheue nichts mehr als die rohe Gewalt des Krieges und die Ungerechtigkeit von Eroberungen. Man könne ganz beruhigt sein, es werde nichts weiter geschehen als eine gerechte Untersuchung, ob diese Gebiete wirklich zum Deutschen Reich gehörten. Das geschehe einzig und allein darum, um der Gerechtigkeit und dem Frieden zu dienen. Französische „Gerichte", genannt Réunionskammern, zu deutsch Wiedervereinigungskammern, erklärten — wie sollte es auch anders sein! —, daß diese Gebiete „unzweifelhaft" eigentlich zu Frankreich gehörten. Und im Namen der Gerechtigkeit und im Dienste des Friedens sah sich Seine Allerchristlichste Majestät gezwungen, diese Gebiete dem Schutze Frankreichs anzuvertrauen. Diese Art von Länderraub bewährte sich. Das Reichsheer kämpfte mit den Türken und die deutsche Westgrenze blieb ohne Schutz. So wurde nach und nach ganz Lothringen und Elsaß von den Franzosen geraubt. 1681 zogen sie schließlich sogar in Straßburg ein.

Damit stand Frankreich am Rhein. Und doch genügten alle diese Eroberungen Ludwig XIV. noch nicht, er wollte das ganze deutsche linke Rheinufer besitzen. Darum sollte nun die Pfalz erobert werden.

Wieder marschieren französische Regimenter mitten im Frieden in deutsches Land ein. Und während Ludwig XIV. nach außen hin wieder die alten Lügen von Gerechtigkeit und Friedensliebe vorbringt, verwüsten seine Heere die deutsche Pfalz. Städte und Dörfer stehen in Flammen, ganze Landstriche werden menschenleer, in dem Dom zu Speyer werden die Gebeine der deutschen Kaiser aus den Gräbern gerissen. Schutzlos und wehrlos ist das deutsche Land und seine Bevölkerung den Feinden ausgeliefert. Zwar zieht endlich ein Reichsheer gegen die Franzosen zu Felde, aber da sich die verbündeten Fürsten über ein gemeinsames Vorgehen nicht einigen können, ändert dieser Feldzug nichts an dem Schicksal des Volkes in der Pfalz.

In dieser Zeit legen die Franzosen mitten im deutschen Land, an der Mosel bei Trarbach, eine Zwingburg an: Mont Royal, das heißt Berg des Königs. Mont Royal sollte die Herrschaft Frankreichs über deutsches Land für alle Zeiten sichern. In der geknechteten Bevölkerung aber beginnt gerade durch den Bau dieser Zwingburg sich der Widerstand zu regen. Bauern, deren Höfe verbrannt worden sind, und Bürger, die aus den Städten vertrieben wurden, Männer, die alles durch die Feinde verloren haben und nun vogelfrei geworden sind, schließen sich zusammen; heimlich, nachts in den dichten Wäldern an der Mosel treffen sie sich, ein Unbekannter führt sie an und leitet ihre Unternehmungen — und bald beginnt

ein zäher und erbitterter Kleinkrieg gegen die Feinde. Da verschwindet spurlos ein französischer Posten, ein andermal wird ein französischer Troßwagen von Unbekannten entführt, schließlich werden ganze Abteilungen des Besatzungsheeres überfallen und niedergemacht. Die Franzosen suchen mit entsetzlicher Grausamkeit den Aufstand zu unterdrücken. Aber die Schar der Freiheitskämpfer erhält Zulauf und Unterstützung von der ganzen Bevölkerung und ihre Unternehmungen werden immer erfolgreicher. Eines Tages wird eine Erklärung der deutschen Fürsten bekanntgegeben, in der diese Freiheitskämpfer als Wegelagerer und Verbrecher geächtet werden; wo sollte man hinkommen, heißt es, wenn solche Unbotmäßigkeit um sich greife und sich das gemeine Volk anmaße, nach Freiheit zu trachten und in die Geschäfte der von Gott eingesetzten Obrigkeit einzugreifen? Bald darauf wird von den Kanzeln der pfälzischen Kirchen ein Hirtenbrief verlesen des Inhalts, daß solche Aufrührer, die mit roher Gewalt und Überfall die Obrigkeit bedrohten, als gottlose Frevler verdammt seien, von denen sich die heilige Kirche mit Abscheu und Entsetzen wenden müsse.

Der Aufstand der deutschen Freiheitskämpfer in der Pfalz bricht zusammen. Verlassen und verraten, werden sie bald von den Feinden vernichtet. Ihre Taten aber bleiben unvergessen und im Volk leben sie fort. Trotz aller Unterdrückung und trotz allen Verrates bleibt die Pfalz deutsch. Dieser unbeugsame Widerstand des Volkes erzwingt endlich den Abzug der Feinde.

Nur wenige Jahre noch haben die Mauern von Mont Royal die Zwingherrschaft der Franzosen beschützt, dann wurden sie von diesen selber abgetragen und geschleift. Die Erinnerung aber an jene Schreckenstage der Franzosenherrschaft, an die Zwingburg Mont Royal und an jene unbekannten Freiheitskämpfer wird noch immer bewahrt vom Volk an der Mosel als eine heilige Verpflichtung für den völkischen Freiheitskampf unserer Zeit.

Ich sagte mich los von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;

von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;

von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen.

Karl von Clausewitz

Die Franzosen marschieren ein, mitten im Frieden!

Im Hochsommer des Jahres 1687 rückte das Regiment Bourgogne, eines der besten Regimenter Seiner Allerchristlichsten Majestät von Frankreich, von dem eroberten Luxemburg über Trier. Man befand sich mitten im Frieden, wenigstens war niemandem bekannt, daß ein Kriegszustand erklärt oder eine Kriegserklärung von irgendwem gegen irgendwen erlassen worden wäre.

Die Bauern rüsteten für die kommende Ernte und bemühten sich, durch die vorüberstreifenden französischen Reiter mit ihren großen Schlapphüten und umgehängten Musketen hindurchschauen, als seien sie nicht vorhanden.

Mont Royal, französische Zwingburg auf deutschem Boden.

Also schrieb der Herr Marschall Vauban, nachdem er den Ort einer eingehenden Prüfung unterzogen, an Seine Allerchristlichste Majestät: Hier sei nun endlich gefunden, wessen man bedürfe. Die Natur selbst fordere dazu auf, aus diesem Berg eine Festung zu machen, wie Seine Majestät keine andere besitze. Bis auf einen schmalen Rücken im Norden sei der Berg rings von der Mosel umgeben, die beiden Flanken könnten durch Bastionen bis zum Fluß hinunter so gesichert werden, daß keine Armee der Welt dort den Übergang wagen werde. Wer aber die sanfter ansteigende Südseite betreten wolle, der müsse zunächst Herr sein über die Grevenburg auf dem rechten Ufer der Mosel und über die Stadt Trarbach, und diese beiden Plätze gedenke er auf das mächtigste zu sichern. Hier findet jedes Heer Seiner Majestät, das in den rheinischen Landen vorgehe, einen schier unbezwinglichen Halt. Hier sei der Punkt, der das ganze Triersche Erzstift, dessen Seine Majestät so dringend bedürfe, beherrsche und den Erzbischof mit oder ohne seinen Willen an die Interessen Frankreichs binde. Dieser Platz werde das Mittel sein, alles Gebiet von Lüttich, Jülich, Cleve über Kurtrier, Kurmainz und die Pfalz bis hinunter nach Basel Seiner Majestät tributpflichtig zu machen.

Die Arbeitskräfte zum Bau der Festung werde man dem Lande selbst entnehmen, denn die Bevölkerung müsse es seiner Majestät zu Dank anrechnen, wenn sie durch ihn vor dem Übergriff der Kriegswirren auf ihr Land geschützt bleibe.

Diesen Berg nach den von ihm ausgearbeiteten Plänen in die größte Festung und das größte Waffenarsenal Europas verwandeln, so schloß der Herr Marschall Vauban seinen Bericht, bedeute nichts anderes, als die endgültige, friedliche und unbestreitbare Besetzung aller Lande auf dem linken Rheinufer, womit Seine Majestät das große Werk vollenden würde, das er zu seinem Ruhme, zur Größe Frankreichs (und zur Sicherheit des europäischen Friedens) begonnen habe.

Die Fremdherrschaft saugt das Land aus, das Volk aber, verlassen von Kaiser und Reich, ist wehrlos den Feinden ausgeliefert

Es ging auf den Herbst, der Wein stand in vollen und guten Trauben und freute sich der Sonne. Auf der Flur oben wurde das Korn geschnitten. Es war in diesem Jahr dünn geraten, denn es hatte zu wenig geregnet. Die Bauern hatten mancherlei Gedanken beim Schnitte, die sie nicht gerade ermunterten. Das Streifen und Reiten der Franzosen im Tal und über die Höhen nahm bedenklich zu. Die Quartierlasten mehrten sich, und wo eine Kompanie abrückte, kamen am nächsten Tag zwei neue an.

In der Pfalz waren Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung zu Hause, denn man wußte schon, daß die Franzosen ein Auge darauf geworfen, und wer noch daran gezweifelt, dem bewiesen sie es deutlich genug, indem sie mitten im Frieden bei Hüningen jenseits des Rheins einen mächtigen Brückenkopf anlegten, den sie als Einfallstor zu benutzen gedachten.

Städte und Dörfer stehen in Flammen, weithin ist das Land verwüstet, und furchtbar leidet das Volk unter der Herrschaft der Feinde

Eines Tages ereigneten sich im Dorf sonderbare Dinge. Es war ein Trupp von etwa zehn französischen Musketieren von der Höhe her eingerückt, und die Leute im Dorf waren darüber mächtig erschrocken. Die Franzosen schienen recht verwegene und große Gestalten, sie sahen nicht aus, als ob sie mit sich spaßen ließen. Der Korporal, der sie führte, befahl, einen Tisch und einen Stuhl auf den Marktplatz zu stellen, nahm, als solches geschehen, auf dem Stuhl Platz, zog ein pergamentenes Schriftstück aus seiner Rocktasche, entfaltete es und begann auf französisch eine längere Sache vorzulesen, die niemand verstand. Es befand sich nicht gerade viel Zuhörerschaft im Umkreis, vielmehr sah man nur ein paar Leute, die überall und immer dabei sein müssen, dazu eine Handvoll Kinder.

Darüber und auch sonst schien der Korporal recht ärgerlich, und befahl, es müsse jemand herbeigeschafft werden, der das Französische ins Deutsche übersetzen könne. Da er aber seinen Befehl nicht verständlich machen konnte, rief er den Musketieren ein paar Worte zu, die sich alsbald mit sichtlichem Vergnügen in die benachbarten Häuser zerstreuten, um dort ein wenig nach dem Rechten zu sehen. Sie taten das auf ihre Weise und beschäftigten sich statt mit ihrem Auftrage lieber mit dem Wein, den ihnen die verschüchterten Bewohner eiligst vorsetzten. Der Korporal ließ sich indessen einen Krug vom Besten des Jahrganges auf seinem Tisch vorsetzen und leerte ihn bedächtig, geriet

aber in Ungeduld, als weder seine Musketiere zurückkehrten, noch jemand sich einstellte, der ihm sein Schriftstück zu übersetzen verstand. Aus Kummer darüber trank er einen zweiten Krug, den er nicht schlechter fand als den ersten. Kurzum, binnen einer halben Stunde waren die Fremdlinge mächtig am Randalieren, und der Dorfschulze sandte einen Eilboten heimlich nach Trarbach hinunter mit der Nachricht, es stünden Mord und Totschlag bevor, wenn niemand hinaufkäme ins Dorf, um für Ordnung zu sorgen.

Nach dem Verlauf einer weiteren halben Stunde begannen die Musketiere Tische, Stühle und Töpfe auf die Straße zu werfen und Lieder zu singen, die niemand verstand, die aber gewiß keinen zarten Inhalt hatten.

Einige von ihnen hatten den Dorfschulzen gefunden, banden ihm die Hände auf den Rücken und schleppten ihn vor den Korporal, der sich Mühe gab, ihm mit lallender Zunge den Inhalt seines Schriftstückes auseinanderzusetzen. Sie gelangten aber zu keiner Verständigung. Der Korporal, der schließlich die Geduld verlor, zeigte auf den geleerten Krug, worauf ihm alsbald ein dritter kredenzt wurde, der weder dem ersten noch dem zweiten an Güte nachstand. Der Lärm war jetzt allgemein. Die Soldaten wußten nicht mehr, ob sie überfallen worden seien oder ob sie einen Überfall gemacht hätten. Jedenfalls waren sie der Meinung, sie befänden sich mitten im Kriege und hätten sich nach allen Seiten hin zu verteidigen.

In diesem Zeitpunkte erschienen von verschiedenen Seiten zwei neue Gestalten auf dem Schauplatz der Ausschreitungen, des Lärmes und der Trunkenheit. Die eine, die von der Höhe eilig herbeigeritten kam, war ein französischer Offizier, der auf die Nachricht von dem Spektakel sofort von Trarbach aufgebrochen. Der andere war Martin, ein Kapuzinerpater, den der Lärm im abgelegenen Hause seiner Eltern endlich erreicht hatte. Nun verfügte der Korporal zweimal über das, was er so eifrig gesucht hatte, nämlich einen Dolmetscher, aber keiner von beiden kam ihm recht. Es breitete sich eine plötzliche Ernüchterung über ihn; nachdem er vor dem Kapitän militärische Haltung eingenommen, wandte er sich an den Pater mit dem Vorwurf, warum er nicht eher gekommen, um die Bewohner von ihren Ausschreitungen gegen die friedlichen Soldaten abzuhalten.

Dann fiel er der Länge nach um, denn er war tödlich betrunken.

Die Soldaten liefen eilig zusammen und stellten sich auf. Der betrunkene Korporal wurde in ein Haus geschleppt, der Dorfschulze seiner Schnüre entledigt.

Der Kapitän ergriff dann das mit Wein besudelte Schriftstück und bat den Pater, es den Bewohnern zu übersetzen. Es handele sich um einen Befehl des Gouverneurs von Trarbach und Mont Royal, der alsbald auszuführen sei. Martin überflog das Geschriebene und erblaßte. Dann sprach er leise — es hörten ihn aber alle, denn es wagte fast niemand zu atmen — es hätten sich sofort alle jungen Männer des Dorfes vom

achtzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre hier zu melden, um unter Bedeckung der Soldaten nach dem Trabener Berge zu rücken. Dort würden sie in Baracken untergebracht und hätten morgen in aller Frühe unter Leitung französischer Ingenieure mit dem Ausheben von Gräben und mit der Anlage von Wällen zu beginnen. Wer sich aber dem Befehl entziehe, büße solches mit dem Tode, und obendrein habe das ganze Dorf dafür einzustehen mit Hab und Gut, Haus und Feld, Vieh und Weinberg.

Frankreichs Ziel ist der Rhein! Seine Worte sprechen von „Frieden" und „Recht", seine Taten aber sind Krieg und Raub!

Es wurden vielerlei Briefe geschrieben in diesem Herbst des Jahres 1687, der so schön und sonnig war wie seit Jahren kein anderer. Diese Briefe hatten das verschiedenste Aussehen. Sie schwankten zwischen dem besten und teuersten Pergament mit kronreichen, mächtigen Siegeln und zwischen einfachen Zetteln aus schlechtem Papier. Sie waren auch in der Länge sehr verschieden, desgleichen in der Sprache, und sie gingen alle einen verschiedenen Weg. Der eine enthielt eine Bitte, der andere einen Befehl, der eine war eine wohlberechnete Lüge, der andere war der gequälte Aufschrei eines Herzens. Der eine erreichte sein Ziel und seinen Zweck, der andere nicht.

So schrieb der mächtige Minister Louvois aus Versailles an den Marschall Boufflers, der sich in Metz aufhielt, Seine Allerchristliche Majestät betrachte die zunehmende Unruhe im Gebiete des Deutschen Reiches mit wachsender Besorgnis. Es könne sehr bald der Zeitpunkt eintreten, an dem Seine Majestät im Interesse des europäischen Friedens und der französischen Sicherheit zu Handlungen schreiten müsse, bei denen der Marschall eine bedeutende Rolle zu übernehmen habe. Neuerdings würden sogar vom Deutschen Reichstag die unbezweifelbaren Ansprüche Seiner Majestät auf die Pfalz angefochten. Größere Sorge aber bereiteten Seiner Majestät die zunehmenden Beweise dafür, daß sich sowohl im Reich als auch in den rechtmäßig besetzten Gebieten unter dem gemeinen Volk eine drohende Stimmung gegen die französische Politik und die französischen Truppen breitmache, die hier und da bereits zu Tätlichkeiten geführt habe. Wohin solle man gelangen, wenn man dem gemeinen Volk die Zügel lockere und ihm die Annahme erlaube, es habe auf den Gang der Politik irgendeinen Einfluß zu nehmen? Was eine Meuterei bei den Soldaten, das sei eine solche Haltung bei dem gemeinen Volke. Sie widerspreche aller himmlischen und irdischen Ordnung, man dürfe solches auf keinen Fall dulden. Die Deutschen seien unzweifelhaft durch ihre Erfolge gegen die Türken in ihrem Bewußtsein und in ihrer Haltung verändert worden. Es sei leider eine Tatsache, daß sie, sobald es ihnen besser gehe, immer die Neigung ver-

ſpürten, den friedfertigen Nachbarn zu bedrohen, Frankreich habe genugſam Erfahrungen in dieſer Hinſicht gemacht. Seine Allerchriſtlichſte Majeſtät ſei entſchloſſen, jegliche Art von Empörung in den ihm anvertrauten Gebieten mit aller Gewalt niederzuſchlagen, mochten nun etwelche Fürſten oder gar das gemeine Volk dahinterſtehen. Die größte Waffe Frankreichs aber ſei, dies müſſe man ſich vor Augen halten, die Uneinigkeit zwiſchen den deutſchen Reichsſtänden und die Ablenkung des Kaiſers auf Ziele, die ihn vom Reich entfernten. Im übrigen werde der Marſchall bald Näheres über die Abſichten Seiner Allerchriſtlichſten Majeſtät erfahren.

Es ſchrieb der alte und ſchier im Sterben liegende Löwe von Brandenburg an ſeinen Neffen, den Granier, er habe nun eingeſehen, daß Frankreich nicht raſten werde, bevor es die Rheingrenze in feſter Hand halte. Aber es ſei ein Kreuz, daß man den Kaiſer nicht von der Notwendigkeit gemeinſamen Handelns überzeugen könne. Der Kaiſer ſchaue nach Belgrad, das er mit Brandenburgs Hilfe nehmen wolle, nach der Lombardei und nach den ſpaniſchen Erblanden in Flandern, aber er ſehe den Rhein nicht und es habe faſt den Anſchein als gefalle es ihm nicht übel, wenn die deutſchen Reichsſtände durch die Franzoſen in Atem gehalten würden.

Es ſchrieb der Marſchall Vauban an den Gouverneur von Trarbach und der Feſtung Mont Royal, er habe den Eindruck, daß die Arbeiten ſowohl auf dem Mont Royal als auch auf der Grevenburg nicht den raſchen Fortgang nähmen, der erforderlich ſei, um in kürzeſter Zeit ſehr ernſten Ereigniſſen gegenüber gewappnet zu ſein. Er, der Marſchall, habe mit Aufmerkſamkeit die Ziffern des auf dem Waſſer- und Landwege gelieferten Materials, die Zahlen der vorhandenen Arbeitskräfte und den Umfang der geleiſteten Arbeit ſtudiert und miteinander verglichen, und er könne ſich nichts anderes denken, als daß man die Arbeitskraft der zur Hilfe aufgebotenen Einwohner des Landes nicht genügend ausnütze. Er mache auf dieſen Umſtand mit großem Ernſt aufmerkſam und er weiſe darauf hin, daß man ſich noch im Frieden befinde, daß aber nach menſchlichem Ermeſſen kriegeriſche Ereigniſſe unmittelbar bevorſtünden. Es antwortete der Gouverneur der Feſtung, Comte de Montal, in einem ausführlichen Schreiben, in welchem er darauf hinwies, daß ſich tatſächlich in der Bevölkerung eine Art Widerſtand breitmache und daß es in ſteigendem Maße zu unangenehmen Vorfällen komme. Er müſſe aber gerechterweiſe bemerken, daß die franzöſiſchen Truppen es bisweilen in ihrem Verhalten an manchem zu wünſchen übrigließen. Zudem gehe es jetzt auf den Winter, Krankheiten breiteten ſich aus, die Verpflegung ſo vieler Menſchen, Soldaten und Arbeiter, in einem nicht ſehr fruchtbaren Lande bereite Schwierigkeiten. Man habe verſchiedentlich geheime Sendboten gefangen, die aus dem deutſchen Reichsgebiet jenſeits des Rheins herübergekommen ſeien, um unter der Bevölkerung Unruhe zu ſtiften, und ſie ihrem gerechten Schickſal zugeführt. Es ſei auch nicht zu verkennen, daß die Deutſchen in ihrer Geſinnung die Franzoſen durchaus nicht mehr als Freunde und Beſchützer betrachten,

wie man dies in Verſailles anzunehmen ſcheine, ſondern das ganze Land ſei von einer geheimen Unruhe ergriffen. Er, der Kommandant, ſei ſich ſeiner Verantwortung vor Seiner Allerchriſtlichſten Majeſtät völlig bewußt, aber er könne nicht neben jeden Arbeiter einen franzöſiſchen Soldaten mit der Muskete oder der Peitſche ſtellen, denn ſo viel Soldaten ſtünden ihm nicht zur Verfügung, wie er Arbeiter benötige, um die Befehle Seiner Majeſtät auszuführen.

Allmählich wächst der Widerstand gegen die Fremdherrschaft. Noch sind es einzelne, die sich erheben. Furchtbar ist die Rache der Feinde. Das Schicksal des unbekannten Freiheitskämpfers aber ruft die Besten des Volkes zu den Waffen.

Das Rutenlaufen geſchah öffentlich, am Mittag, am Ufer der Moſel, im Angeſicht des Berges, der den Namen des Königs trug.
Eine Kompanie des Regimentes Bourgogne war zur Gaſſe angetreten. Die Musketiere hielten ihre Piken umgekehrt in der Hand. Der Verurteilte wurde von zwei Bütteln gefeſſelt herbeigeführt, man entblößte ſeinen Oberkörper. Der Regimentsrichter verlas das Urteil und übergab den Verbrecher dem Henker, der ihn mit auf den Rücken gefeſſelten Armen an den Anfang der Gaſſe führte.

In dieſem Zeitpunkt fügte es ſich, daß die jungen Burſchen, die ſeit einem halben Jahre auf der Feſtung Frondienſt taten, von Soldaten begleitet, vom Berg herunterkamen und in Kähnen über den Fluß ſetzten, um neues Material aus den Depots am Ufer auf den Berg hinaufzuſchleppen. Der Kommandant ordnete an, daß ſie als Zuſchauer an der Prozedur teilzunehmen hätten. Sie ſtanden der Kompanie gegenüber und betrachteten den Verurteilten. Als ſie ihn erkannten, gerieten ſie in eine Bewegung, die von den begleitenden Soldaten mit Mühe gedämpft wurde.

Der Gefeſſelte bemerkte dieſe Bewegung, ſeine Blicke gingen durch die Gaſſe hindurch, ſehr aufmerkſam und, wie es ſchien, faſt leuchtend zu ſeinen Kameraden hinüber. Es war, als nickte er ihnen zu.

Der Kommandant gab den Befehl, die Trommeln zu rühren, die Musketiere packten die umgedrehten Piken feſter an und machten ſich bereit. Der Profos gab dem Gefeſſelten einen Stoß und ließ ihn für die Gaſſe frei.

Der junge Mann richtete ſich auf und ſchien tief zu atmen. Indeſſen nun alle erwarteten, daß er mit mächtigen Sprüngen durch die Gaſſe ſetzen werde, begann er ſeinen Weg ganz langſam, das Haupt hoch erhoben, den Blick feſt auf die Kameraden gerichtet, die drüben ſtanden. So traf ihn von rechts und links der erſte Hieb auf die nackten Schultern.

„Vorwärts!" riefen irgendwelche ärgerlichen Stimmen. Die Hiebe klatschten nur immerzu, manche schlugen zwei- und dreimal, da der Gefesselte ihnen genügend Zeit ließ.
Als er etwa in der Mitte der Gasse angelangt war, rann ihm das Blut breit vom Rücken. Er lächelte und ging langsam weiter. Da schlug ihn einer über den Kopf, sehr hart und schmerzhaft. Er biß die Zähne aufeinander, ging aber nicht einen Schritt schneller. Die Soldaten schrien und schlugen heftiger auf ihn ein. Ein Zweiter, ein Dritter trafen ihn am Kopf, und es war ersichtlich, daß seine Kräfte erlahmten. Der Kapitän de Sierge sprach sehr erregt auf den Kommandanten ein, man müsse den Musketieren das Schlagen auf den Kopf verbieten, es sei gegen die Regel. Der Kommandant zuckte mit den Achseln. Die jungen Burschen rotteten sich zusammen und zeigten Miene, sich auf die Soldaten zu stürzen.
Der Gefesselte war jetzt im letzten Drittel der Gasse angelangt. Seine Lippen formten ununterbrochen Worte, aber niemand verstand sie.
Da schlug ihn einer mit dem Schaft quer über den Mund, so stark und wuchtig, daß ihm das Blut aus den Lippen quoll und er in die Knie sank. Das Geschrei war jetzt allgemein. Die Soldaten stießen die jungen Burschen mit ihren Musketen. Der Kommandant rief laut einen Befehl, worauf sich ein Teil einer Kompanie in Bewegung setzte und gegen die Burschen vorrückte.
Der Gefesselte war aus den Knien aufgestanden. Sein verwirrter Blick sammelte sich wieder, sein blutiges Gesicht lächelte. Indessen die Schläge nur noch zögernd und vereinzelt seinen Rücken trafen, ging er den Weg langsam und aufrecht zu Ende. Es war aber offenbar, daß er sich nur noch mühsam bewegte.
Am Schluß der Gasse hob sich keine einzige Pike mehr gegen ihn auf, und über alle Versammelten, die jungen Burschen eingeschlossen, war ein großes Schweigen gekommen.
Mitten in diesem Schweigen vernahm man die lallende Stimme des Geschlagenen, die sprach:
„Unser Reich komme . . ."
Dann sank er in sich zusammen.

Ich erkläre und beteure der Welt und Nachwelt, daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können, daß ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit einem männlichen Mute, d. h. mit ruhigem aber festem Entschlusse und klarem Bewußtsein der Gefahr zu begegnen. **Karl von Clausewitz**

Der Freiheitskampf beginnt; eine verwegene Schar, verfolgt und verfemt vom Feind und von der eigenen Obrigkeit, stellt sich der Übermacht der Franzosen entgegen; an ihrer Spitze steht jener unbekannte Freiheitskämpfer.

Man erzählte sich vielerlei in dieser bösen Kriegszeit. Da hieß es zum Beispiel, eine französische Kriegskasse, wohl bedeckt durch einen Trupp von Soldaten, sei am hellichten Tage auf der Straße zwischen Mainz und Trarbach von vermummten Gesellen überfallen, geraubt und über den Rhein gebracht worden. Die Täter waren gewöhnliche Schnapphähne (Wegelagerer), aber niemand wußte über ihr Herkommen und über ihr Hingehen. Sie tauchten auf wie eine Kompanie Gespenster und verschwanden, als habe der Teufel sie in Baumstämme verwandelt, die seit Jahrhunderten im Walde standen. Die Franzosen statuierten ein Exempel und brannten ein paar schuldlose Dörfer nieder. Als Antwort flog eines Tages ein Kahn in die Luft, der einen Transport Holz auf der Mosel zur Festung Mont Royal bringen sollte. Die Franzosen gingen dazu über, alle Lastkähne mit Geiseln zu besetzen. Aber es dauerte nicht lange, so geriet ein Trupp von ihnen, der in die Eifel geschickt war, um eine saumselige Gemeinde zu brandschatzen, in den riesigen Wäldern in einen Hinterhalt und wurde nach kurzem Gefecht bis auf den letzten Mann niedergemacht. Die Franzosen ließen das ganze Gebiet ringsum absperren und nach jedem verdächtigen Menschen absuchen. Sie fanden nicht einen einzigen, und die Dörfer mußten abermals die Zeche bezahlen.

Bald war die halbe Armee unterwegs, um nach Schnapphähnen und ähnlichem Gesindel zu fahnden, die die Wege zu sichern und die Transporte zu geleiten hatten. Überall mußte die Besatzung verstärkt werden, um die aufsässige Bevölkerung in Ordnung zu halten. Bei einigen Gelegenheiten konnte man feststellen, daß junge Burschen, die von den Franzosen zum Frondienst oder gar zum Waffendienst in ihren Reihen gepreßt waren, plötzlich verschwanden. Abermals mußten besondere Trupps gebildet werden, die nichts anderes taten, als in die Dörfer jener Übeltäter zu dringen und dort mit Feuer und Schwert Vergeltung zu üben. Es gelang ihnen dieses aber nur beim ersten und zweiten Male. Nachher stellte es sich heraus, daß die Dörfer von unbekannten Boten gewarnt waren. Die Bauern verließen mit Weibern, Kindern und Vieh ihre Häuser, zogen sich in die Wälder zurück und richteten sich dort unter dem Schutze der Unbekannten ein.

Die Bevölkerung aber, die nichts mehr zu verlieren hatte, wurde aufsässiger denn je. Die Pfaffen, die schweißtriefend zur Geduld, zur christlichen Nächstenliebe, zur genauesten Beobachtung der Kriegssitten und zur Hoffnung auf die Hilfe des Allmächtigen rieten, hatten von Tag zu Tag einen schwereren Stand. Die Bischöfe erließen Hirtenbriefe voller Mahnungen an ihre Schäflein und beschworen sie, nicht noch mehr Unheil auf ihre Häupter herabzurufen. Sie wiesen darauf hin, daß, wo

ein Bürger oder ein Bursche sich an einem Franzosen vergreife, dieser sich außerhalb des göttlichen und weltlichen Gesetzes stelle und zum gewöhnlichen Mörder, Räuber und Spitzbuben werde. Sie zitierten die Heilige Schrift und durchstöberten alle Gesangbücher von vorn bis hinten. Sie beauftragten besondere Prediger und ließen sie von Kanzel zu Kanzel eilen, um den Teufel aus den Seelen ihrer verirrten Schäflein zu treiben. Sie erreichten aber dadurch nur, daß Zettel von heimlichen Händen überall weitergereicht wurden, auf denen zu lesen stand, die Heilige Kirche halte es mit den Mächtigen der Erde und gegen die Armen. Sie hüte sich wohl, es mit den Franzosen zu verderben, solange man nicht wisse, welches Ende der Krieg nehmen werde. Die Heilige Kirche, so hieß es, solle sich um das ewige Reich und um die Seelen bekümmern, nicht aber um das irdische Reich. Der liebe Gott könne gewiß nicht wollen, daß ein armes Land von den fremden Eindringlingen so arg mißhandelt werde, ohne daß sich eine Hand zu seiner Verteidigung erhebe. Ob denn die Heilige Kirche der Meinung sei, daß der ein Verbrecher, der seine Heimat und seine Brüder beschütze gegen fremde Erpresser und Räuber, und daß der ein Verbündeter des Heilands, der sich in fremdem Land die Herrschaft anmaße mit allen Greueln der Welt?

Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;

daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll;

daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat;

daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;

daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft später Geschlechter lähmen und untergraben wird;

daß man die Ehre nur einmal verlieren kann.

Karl von Clausewitz

Jörg und seiner verwegenen Schar gelingt ein kühner Handstreich. Die französische Herrschaft kommt ins Wanken.

Der Marschall Boufflers entschloß sich, mit eiserner Hand durchzugreifen und erließ eine Proklamation, die über seinen Entschluß keinen Zweifel ließ. Die Gefängnisse auf dem Mont Royal füllten sich mit Dorfschulzen, Bürgern, Bauern und Beamten. Die öffentlichen Kassen wurden beschlagnahmt. Kein Mensch durfte bei Nacht von französischen Streifen ergriffen werden, ohne Gefahr für sein Leben zu laufen.

Der Marschall ritt selbst durch das Land, um sich von der Durchführung seiner Anordnungen zu überzeugen. Sein Gesicht war sehr ernst, er sprach nicht viel. Wenn er aber sprach, so waren seine Worte hart und kurz und brachten Unglück über alle, die es anging. Er gelangte auf seinem Ritt an die Mosel. Obwohl man ihn warnte, mit so kleiner Bedeckung den Weg über den Hunsrück fortzusetzen, kümmerte er sich nicht um solche Einwände der Zaghaftigkeit und machte sich von Trarbach auf, um über die Berge die Festung Ebernburg zu erreichen, wo ihn der General Mélac erwartete.

Vier Stunden vor dem Ziel versperrte eine Handvoll Schnapphähne mit vermummten Gesichtern den französischen Reitern den Weg. Der Marschall stieß einen Fluch aus und zog die Klinge blank, um dem ersten, der ihn berühre, den Schädel zu spalten. Seine Begleitung tat das gleiche.

Nach kurzem Gefecht bedeckte ein halbes Dutzend Franzosen den Boden. Der Rest war gefesselt und geknebelt. Die Schnapphähne, die sich auf unerklärliche Weise vermehrt hatten und schweigend ihrem Handwerk nachgingen, umzingelten den Marschall. Es war offensichtlich, daß sie ihn unter allen Umständen lebend in ihre Hand bekommen wollten. Der Marschall stand mit dem Rücken gegen den Stamm einer Eiche und war sehr bleich. Auf Hilfe war nicht zu rechnen. Es handelte sich darum, ehrenvoll zu sterben oder in die Hände dieses Raubgesindels zu fallen, das sich ein teuflisches Vergnügen daraus machen würde, ihn, den Urheber so vieler Pein, auf grausame Weise umzubringen.

Um so erstaunter war er, als aus der Reihe der Schnapphähne ein junger Mensch vortrat, seine Maske abnahm und ohne Scheu vor dem Degen des französischen Generals in französischer Sprache, die er aufs beste beherrschte, zu erklären begann, daß es keineswegs die Absicht sei, einen so vortrefflichen und gefürchteten Gegner zu beseitigen, wozu der Ort und die Stunde freilich die beste Gelegenheit böten. Man sei vielmehr bereit, dem Herrn Marschall alle gebührenden Ehren zu erweisen, wofern er für eine Zeitlang sich gewissen Notwendigkeiten fügen werde.

Der Marschall hielt den Degen bereit und betrachtete, indessen sein Erstaunen noch zunahm, sein Gegenüber, dessen ritterliche Haltung auf ihn einen starken Eindruck machte.

Ob er der Führer dieſer Spießgeſellen ſei, fragte der Marſchall.

Nicht nur der Führer dieſer Handvoll Heimatloſer inmitten ihrer Heimat, ſondern der Schöpfer und Vorbereiter der ganzen Bewegung im Lande, die den Franzoſen ſo viel Drangſal bringe.

Da trat auf des Marſchalls Stirn eine ſenkrechte Falte. In weſſen Auftrag er und ſeine Geſellen handelten, fragte er, und ob ſie nicht wüßten, daß ſie der Menſchheit ſchlimmſte Ausſchreitungen zum Werkzeug ihres Treibens machten, aller chriſtlichen Ordnung und Regel zuwider.

Den Auftrag, bemerkte der junge Mann beſcheiden, hätten ſie ſich freilich ſelbſt erteilt, aber ſie glaubten bei Gottes Wort und ihres Landes Not, daß es gerecht und notwendig ſei zu handeln, wo andere das Handeln vergäßen, und das Leben zu wagen, wo andere verzagten. Gott werde nicht gegen ſie ſein, denn er helfe allen denen, die für ihr Vaterland einträten in einer gerechten Sache.

Aber das Unglück, das ſie über ihre eigenen Landsleute brächten..., das nutzlos vergoſſene Blut, die Brandſchatzungen, die Greuel, die ſich aus der wachſenden Verwirrung ergäben...?

Was das Unglück ihrer Landsleute betreffe, ſo erfülle ſie ſolches mit wahrhaftigem Kummer, und nur der Umſtand, daß ſie freiwillig noch größere Gefahr auf ſich genommen, berechtige ſie vor ihrem eigenen Gewiſſen zu ihrem Tun.

Es geſchah, einige Zeit nachdem der Marſchall Boufflers auf ſo ſeltſame Weiſe verſchwunden, daß franzöſiſche Streifen, die nun täglich die Wälder des Hunsrück nach verdächtigen Geſellen durchſuchten, einen Toten fanden. Es war ein Einheimiſcher. Er trug einen Bauernkittel und derbe Schuhe. Er hing im Geäſt einer Buche und über ſeinem Kopf ſtak ein Meſſer im Baumſtamm, das einen Zettel hielt. Auf dem Zettel ſtand zu leſen, daß es ſo wie dieſem allen Verrätern gehen werde, die dem Feinde einen Dienſt erwieſen und für einen Sünderlohn die gemeinſame Sache verrieten. Die Franzoſen brachten die Leiche nach Trarbach. Es wurde feſtgeſtellt, daß der Tote als Botengänger zwiſchen dem Mont Royal und der Feſtung Ebernburg für die Franzoſen tätig geweſen war. Die Kunde von dieſem Mord erregte die Bewohner aufs heftigſte. Es liefen abermals viele Hunderte von Arbeitern und Fronleuten aus franzöſiſchen Dienſten.

Es geſchah weiter, daß eine ungewiſſe Nachricht von dem Marſchall Boufflers eintraf, des Inhalts, der Marſchall ſei am Leben und befinde ſich den Umſtänden nach wohl. Wenn aber die Fremdlinge fortführen, die Bevölkerung zu ſengen, zu brennen und an Leib und Leben zu verfolgen, ſo werde man es den Marſchall büßen laſſen und ſeinen Kopf heimlich bei Nacht über die Wälle der Feſtung Mont Royal werfen. Die Franzoſen hatten rings um das von ihnen beſetzte Gebiet ein enges Netz von Wachen und Streifen gelegt, damit es den dunklen Geſellen nicht gelinge, den Marſchall zu entführen und den kaiſerlichen und ver-

bündeten Truppen zu übergeben. Sie ſetzten eine hohe Belohnung aus für jeden, der ihnen den Ort nennen werde, an dem der Marſchall gefangen ſei, und ſie bedrohten jeglichen mit Todesſtrafe, der es unterlaſſe, eine Nachricht ihnen zu überbringen, die er von dem Schickſal des Gefangenen erhalten habe.

Es erließen die geiſtlichen Herren Kurfürſten von Mainz und Trier ſtrenge Hirtenbriefe, die von den Kanzeln verleſen wurden, worin die Gläubigen gewarnt wurden, mit Brennern und Mördern gemeinſame Sache zu machen, die ſich außerhalb jeder menſchlichen und göttlichen Satzung geſtellt. Es ſei Pflicht jedes Gläubigen, die Franzoſen, die zwar Gegner des Reiches, aber kriegführende Soldaten ſeien, in der Abwehr gegen die Heimatloſen zu unterſtützen, auf daß die heilige Sache des Reiches nicht durch Verbrecher geſchändet werde. Als aber dieſer Hirtenbrief in den Kirchen verleſen wurde, erhob ſich eine große Unruhe, und es kam, daß einigen Pfaffen, die ſich bereitfanden, das Gebot wörtlich zu befolgen, die geiſtlichen Kleider abgeriſſen wurden und daß man ſie nackt aus der Kirche trieb.

Noch einmal ſiegt die Übermacht der Feinde. Doch der Freiheitswille des Volkes iſt geweckt und wirkt fort: Die Pfalz bleibt deutſch!

Die Franzoſen umſtellten mit ihren Streifen das geſamte Gebiet des Hunsrück. Sie taten es ohne Aufſehen und nach einem genauen Plan. Sie begannen dann, das ausgelegte Netz enger zu ziehen, und ließen keine Maus ungeſehen daraus entſchlüpfen.

Nach wenigen Tagen verſuchte der gehetzte Wolf mit ſeiner Beute den Ring der Jäger zu durchbrechen, um über den Rhein in die Freiheit zu gelangen, die er dort vermutete. Es geſchah in der Nähe von Boppard und alſo ſchien ſich der Ring ſeines Schickſals zu ſchließen, denn es war nicht abzuſehen, wie er daraus entkommen könne.
Das Gefecht war kurz und blutig. Die Gegner erkannten ſich und waren entſchloſſen, kein Mitleid miteinander zu haben.

Jörg befahl ſeinen Leuten, ſich zu teilen, indem er vermutete, daß dem Gegner gleichermaßen an dem Leben des Marſchalls wie an ſeiner eigenen Vernichtung gelegen ſei, und daß es darum gut wäre, ihn an zwei Punkten zu beſchäftigen. Der eine kleinere Haufe ſollte verſuchen, mit dem Marſchall ſich durchzuſchlagen und bei kommender Nacht über den Fluß zu gelangen. Der andere größere ſollte den Kampf mit dem Gegner bis zum Ende durchfechten.

Gaſton de Sierge bemerkte die Abſicht des Gegners, der ihn durch ſeine Trennung irreführen wollte. Er ließ Jörgs größeren Haufen durch Musketenfeuer hinhalten und machte ſich an die Verfolgung des kleineren, bei dem er den Marſchall erkannte. Jörg mußte zuſehen, wie

es dem Kapitän gelang, einige hundert Meter unterhalb am Ufer des Stromes den Marschall zu befreien und seine Gesellen niederzumetzeln. Es vollzog sich ohne einen Lärm, es fiel nicht ein einziger Schuß dabei. Jörg biß die Zähne aufeinander und versuchte mit seiner eigenen Schar den Durchbruch. Da sie kaum mit Schießzeug bewaffnet waren und den Franzosen ein günstiges Ziel boten, fielen ihrer bei den ersten Schritten über die Hälfte. Die anderen drangen bis in die Nähe des Flusses vor.

Unterdessen kam der Marschall und Gaston mit der zweiten französischen Abteilung heran.

„Ergeben Sie sich!" rief der Marschall ..., aber er unterbrach sich, denn er erkannte, daß diese Aufforderung hier ihren Sinn verloren hatte.

Es fielen neue Schüsse und Jörgs Häuflein schmolz rasch zusammen. Sie standen dem Gegner wehrlos gegenüber. Sie waren fünfzig Schritte vom Wasser entfernt. Jörg bemerkte, wie Gaston de Sierge ihm den Weg zum Fluß abzuschneiden versuchte. Er hatte noch drei oder vier Gesellen um sich.

Da sprang er zum letzten Kampf an. Im Bruchteil einer Sekunde hatte er aus gebückter Stellung heraus den französischen Offizier gefaßt und rang mit ihm Brust an Brust. Ehe die anderen herangekommen, hatte er ihn mit sich gerissen zum Wasser. Beide Körper verschwanden fest ineinandergeschlungen wie ein einziger in der aufspritzenden Flut ...

Ein Franzose hat einmal gesagt, wenn er an Ludwig XIV. denke, dann müsse er sich schämen. Doch nicht allein Ludwig XIV. hat deutsches Land zu rauben gesucht; immer dann, wenn Deutschland uneins und zerrissen war, trat Frankreich seinen Vormarsch zum Rhein an. So war es, als Napoleon sich mit deutschen Fürsten verbündete, um Deutschland bis zur Ostsee zu erobern. So war es auch in jüngster Vergangenheit, als Deutschland nach jenem furchtbaren Zusammenbruch im November 1918 sich durch inneren Hader und Streit zerfleischte, als wieder französische Regimenter am Rhein und in der deutschen Westmark standen, wieder schloß Frankreich ein Bündnis mit Verrätern, um deutsches Land vom Reich abzutrennen, und damit endlich das ganze linke Rheinufer zu gewinnen. Doch der Separatistenspuk in der Pfalz und im Rheinland wurde bald ausgerottet, weil die Empörung des ganzen deutschen Volkes die Verräter niederschlug.

Niemals wieder aber soll es eine Zeit geben, in der ein Feind des Reiches Deutsche zu Bundesgenossen zum Verrat gewinnen kann gegen das deutsche Volk! Die alte Zwingburg Mont Royal, die heute ausgegraben wird, soll uns ein Mahnmal sein für den Freiheitskampf des Volkes und für die Einheit und Freiheit des Reiches.